



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Tagebuch.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

# Tag ebuch.

## I.

Herr von Haber.

Spindler wohnte den Sommer über in Baden; er war wohl dort, um Studien zu einer Fortsetzung seines bekannten Romans der Jude zu machen. Wahrlich, die Freunde der romantischen Poesie finden in diesem schönen Baden volle Ernte. Das Mittelalter blüht dort in so allerliebster Finsterniß wieder auf, wie in den menschlichsten Zeiten der Flagellanten, der Herrenprozesse und der Judenmassacres. Spielleute und edle Ritter von allerlei Caliber, Zweikämpfe, Volksausläufe gegen die Juden. Fiat Lux! Jammershade, daß, als man das Haus des Herrn von Haber stürmte, die Cassé, nach welcher der edle Pöbel in Carlsruhe seine christlichen Hände ausstreckte, schon mit Soldaten besetzt war. Das hebräische Geld ist im „christlichen Staate“ von jeher ein guter Leckerbissen gewesen und eine so prächtige Gelegenheit findet das Carlsruher Christenthum sobald nicht wieder, ein paar Mal Hunderttausend jüdische Gulden zu plündern — um sie zu taufen. Sprechen wir es aufrichtig aus: Die traurige Episode in Carlsruhe ist ein Schandfleck! — Man betrachte die Sache nur mit einiger Unparteilichkeit. Der Chef eines großen deutschen Handlungshauses, ein Mann, dem seine Verhältnisse, so wie seine persönlichen Eigenschaften alle Rechte auf die Gesellschaft geben, wird durch den Uebermuth eines händellustigen Lieutenants auf das Lächerlichste beleidigt. Der Offizier ist bekannt als der beste Schütze, jeder seiner Schüsse trifft die Scheibe. Aber der Beleidigte will eher fallen, als die Demürhigung auf sich lasten lassen. Er thut, was trotz aller Duellgesetze jeder Mann von Ehre thun muß; er fordert den Beleidiger. Ein deutscher Fürst und ein russischer Offizier halten seine Sache für so gerecht und ehrenhaft, daß sie selbst zu seinen

Cartelträgern sich machen. Aber der Lieutenant und seine Freunde urtheilen, daß man einem Juden keine Genugthuung zu geben brauche. Der russische Offizier, der anderer Meinung ist, (ein Russe soll civilisirtter als ein Deutscher sein!) findet sich persönlich beleidigt, daß man eine Ehrensache, in welcher er Zeuge und Ueberbringer war, so entwürdigend behandle. Der Russe erhält die Genugthuung, die man dem Israeliten verweigert; aber er erhält auch, was dieser selbst gefunden hätte, den Tod! Alles vereinigt sich, um die Lage des unglücklichen Mannes verzweifelt zu machen. Erst wird seine Ehre einfach verletzt, dann verweigert man ihm die Satisfaction und beschimpft ihn doppelt; dann sieht er seinen Freund, der sich seiner annimmt, todt zu Boden sinken; er sieht sich, als die Ursache dieses Opfers, einer ewigen Folter ausgesetzt, aber noch bleibt ihm eine Hoffnung; der Beleidiger lebt, noch kann es ihm möglich werden, Genugthuung für sich und für den Gefallenen zu suchen. Aber der Beleidiger stirbt und gewinnt dadurch das öffentliche Mitleid, die öffentliche Theilnahme wendet sich gegen den ohnehin schon Tiefgekränkten. Man sieht in ihm nur den Hebel dieser ganzen Tragödie, man vergift, daß er das tragische Opfer derselben ist, daß sein Herz wie seine Ehre am tiefsten dabei blutet. Die Gerichte bemächtigen sich seiner Person im Namen des Gesetzes, das den Zweikampf verdammt. Zu Hause jammert seine unglückliche Frau, die ihre ganze Zukunft versinkt, die Freiheit ihres Gatten bedroht sieht — nicht weil er beleidigt hat, sondern weil er beleidigt wurde; nicht weil er im Zweikampf tödtete, sondern weil man ihm den Zweikampf verweigerte! Aber noch ist das Maß nicht voll. Von ferne wälzt sich die Menge mit Flüchen und Drohworten her. Ein Christ ist gefallen, um eines Juden willen! Ein Offizier! Ein Adliger! Stürmen wir das Haus des Juden! Er ist reich; es lohnt sich der Plünderung! Heiße, über den Juden! schreit die Meute. Es ist der alte bekannte Ruf aus dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert! Und die deutsche Gesetzgebung hat ja dafür gesorgt, daß der Pöbel ihn nicht vergesse. Sie hat die Barrieren, die den Juden von dem Christen trennen, mit frommer, conservativer Hand erhalten, damit das Volk den Unterschied nie vergesse, damit der Pöbel immer Gelegenheit habe, zu sagen: ich roher Lasträger, ich betrunkenen Gassenkehrer, ich faullerischer Bagabund, ich bin mehr als Du, was kümmert uns Deine Bildung, Dein Fleiß, Deine Verdienste, Du bist nur ein Jude! Nun schicken sie die Wachen aus, um die Häuser der Juden zu schützen, welche der Pöbel plündern will, nun umringen sie das Haus des Herrn von Haber, damit die betrunkenen Christenheit da unten, nachdem sie die Fenster und Möbel zerschmettert, nicht auch die Cassen leere. O schöne Humanität des Gesetzes, eble Begeisterung des frommen Volkes, wer von Euch beiden ist ehrwürdiger?

## II.

## Aus Berlin.

Böckhs Uebersetzung der Antigone erschien. Philologen werden sie preisen, eben so die gelehrten Anhänger. Soll jedoch damit eine Brücke zum Verständniß für die Bildung des allgemeineren, großen Publicums gegeben sein, so ist diese Uebersetzung bei sehr vielen gelungenen Stellen doch noch hier und da zu philologisch, nicht populär. Man höre, wie der Chor den Gros anredet, von dem er sagt, er reiße auch eble Geister zur Missethat hin: „Auch Waters und Sohnes Zwist jest erregtest Du, und es sieget, den Wimpfern lustbettender Braut heftig entstrahlt, Liebreiz, er mitthronen im Rath mächtiger Rechte.“ Dieser Stelzengang kommt auf Rechnung der pedantischen Festhaltung eines künstlichen Maßes, für das wir bloß musikalisches, nicht grammatisch-literarisches Interesse haben sollten. Freilich, wenn man sieht, in welche nütz-

terne, schale Reimerei Marbach die Sophokleischen Chorgesänge auflöst, so möchte man sich aus Verzweiflung von Neuem in die antiken Steifleinen werfen, trotz der Göthischen Frage: Stehn diese Falten zu Gesicht uns wie den Alten? — Schiller war der einzige Poet, der Sophokleische Chöre geistig wiedergeben konnte. Göthe gab bloß eine Wiedergeburt der Trimeter, der Wechselstrophen im Dialog und einiger Hymnenmaße. In diesen Partien aber gab er Vollenbetes.

In Dorow's neuem Buche: „Erlebtes aus den Jahren 1813 — 1820“ finden wir unter andern werthvollen Einzelheiten aus der Zeitgeschichte die Actenstücke zu Zahn's Prozeß gegen Kampf. Dieser Beitrag zur Geschichte des modernen Jesuitismus ist eine willkommenene Gabe. Hoffmann, der Callotist, unser treffliche Phantast, war Decernent in der Sache; seine von Dorow ebenfalls mitgetheilten Vorträge und Relationen in dieser Rechtsache setzen sein Gefühl für die Unabhängigkeit des Richters in ein schönes Licht, während der Justizminister von Kircheisen in seinen Ministerialerlassen als ein schwacher Mann und ohne Rechtsinn erscheint. Hardenberg handelte aus dem Gefühl einer nothgedrungenen höheren Politik, die nicht nach dem Gewissen des Privatmannes zu fragen pflegt. Die Sache war kurz diese. Zahn's großer Prozeß wegen burschenschaftlicher, demagogischer Verbindung und Klage auf Hochverrath schwebte ob. Herr von Kampf, damals Geheimer Ober-Regierungsrath, suchte ihn während dessen durch einen Zeitungsartikel beim Publicum zu verdächtigen und verhaft zu machen. Dieser Artikel berichtete, daß Zahn trotz seiner heiligsten Versprechungen, sich ruhig zu verhalten, fortgesetzt auf den Turnplätzen eine demagogische Propaganda leite, die bedingte Rechtmäßigkeit des Muechelmords der Staatsdiener predige und einen Dolch, als Zierde des Mannes, bei sich führe. — Diesen Artikel sendete Herr von Kampf an die drei Berliner Zeitungen mit dem Bedeuten, sie möchten ihn auf Befehl des Fürsten-Kanzlers, jedoch als nicht officiellen Artikel, abdrucken. Zwei Berliner Zeitungen gehorchten; nur die Staatszeitung, unter Stägemann damals, forderte die Vorzeigung dieses Befehles und da diese nicht erfolgte, unterließ sie die Aufnahme des Artikels, der um so gehässiger ist, wenn man erfährt, daß Kampf und Zahn literarische Gegner waren. Lieutenant Zahn klagte den Verfasser der Verleumdung an und stellte den Antrag, das Pasquill öffentlich durch Henkershand verbrennen zu lassen. Schulze hieß sein Anwalt, der Mann der berühmten Sängerin, wo mir recht ist. Hoffmann leitete die Sache am Kammergerichte ein. Kircheisen wies sie ab, weil Kläger selbst in Anklage stehe als Hochverräter. Hoffmann bewies, daß die Ehre eines auf Hochverrath Angeklagten keinesweges vogelfrei sei. Hardenberg und Kircheisen vereint, ließen den Prozeß sistiren. Hoffmann weigerte sich auch dann noch, dem Kläger sein Recht zu entziehen. Endlich erschien im März 1820 (vom November 1819 war die Eingabe der Klage datirt) der Cabinetsbefehl, der die Injurienklage gegen Kampf, als nicht begründet, zu beseitigen und die Acten zu deponiren gebot. Hierauf war denn Nichts weiter in Frage zu stellen.

Wie sich die Zeiten ändern! Jetzt möchte man gern altdeutsch sein. So scheint es wenigstens; und in der That ist es nur ein Schein. Aber, daß die Turnplätze eröffnet sind, die hohle Form also wieder hergestellt wurde, ist bekannt; auch daß Maßmann bei der Eröffnung auf der Hafenhaide Neben hielt, — ohne dieser hohlen Form damit einen Inhalt zu geben, — werden Sie auch wissen. Jetzt wird von Zahn's und Eifelen's „deutscher Turnkunst“ eine zweite Auflage veranstaltet. Zahn's Mitarbeit ist öffentlich zugesagt.

## III.

## N o t i z e n.

— — Auf eine wahrhaft rührende Weise erzählt Alphonse Karr den Tod von Victor Hugo's Tochter. Wir entnehmen dem neuesten Hefte der *Guedes* diese kleine Erzählung. Zu Billequier, vierzehn bis funfzehn Lieues von Havre entfernt, am Fuß eines reich belaubten Berges, steht ein aus Ziegeln erbautes Haus, das in grünende Rankengewächse wie versteckt ist. Unmittelbar vor ihm dehnt sich ein Garten aus, dessen Terrassen mit bemosten Steintreppen bis an den Fluß hinabsteigen. Dieses Haus, noch vor einigen Tagen voll Glück, ist gegenwärtig der Schauplatz des schrecklichsten Mißgeschicks geworden; es gehört Madame Vacquerie, der Mutter von Herrn Carl Vacquerie, welcher sich vor sechs Wochen mit Fräulein Leopoldine Hugo vermählt, mit Victor Hugo's Tochter.

Verflossenen Montag, früh gegen zehn Uhr, beschloß Herr Carl Vacquerie in Gemeinschaft mit seinem Onkel Herrn Vacquerie, einem erfahrenen Seemann, und von dessen zehnjährigem Kinde begleitet, einen kleinen halbstündigen Ausflug anzutreten, und zwar in einem Kahne, den dieser Oheim so eben hatte anfertigen lassen. Ziel der Reise war das benachbarte Dorf Caudebec; bevor die Gesellschaft das Canot bestieg, lud Herr Vacquerie seine junge Gattin zur Mitfahrt ein, was sie aber mit der Bemerkung ablehnte, noch nicht völlig angekleidet zu sein. Die drei Reisenden stiegen also ein und versprachen, bis zum Frühstück wiederzukommen. Wenige Augenblicke später glaubt Herr Carl Vacquerie zu bemerken, daß dem Kahne einiger Ballast fehlt und er kehrt noch einmal zurück, um am Ufer vor seiner Behausung zwei schwere Steine abzuholen, die dem Schiffe mehr Sicherheit geben sollen. Die junge Frau ruft ihnen bei diesem Anlaß zu: Weil Ihr zurückgekommen seid, so will ich Euch begleiten, wartet nur fünf Minuten auf mich. Man wartet, sie steigt ein und Madame Vacquerie, die Mutter, ermahnt sie, ja nicht länger, als bis zum Frühstück auszubleiben. — Die Fahrt wird angetreten; Madame Vacquerie verfolgt das sich entfernende Boot noch lange mit den Augen und hat keinen andern Gedanken, als sie später heimkehren zu sehen, weil die gänzliche Windstille das Segel nicht auszuspannen gestattet; sie ist auf ein spätes Frühstück gefaßt. In der That fällt das Segeltuch erschläfft am Mast nieder; kein Blatt rührt sich auf den Bäumen; nirgends zeigt sich eine Spur von Gefahr, selbst nicht für eine Mutter, die seit kurzer Zeit von so vielfachen Schlägen des Geschicks betroffen wurde.

Mittlerweile jedoch bläst ein leichter Hauch das Segel von Zeit zu Zeit auf. Man kommt langsam vorwärts doch man erreicht Caudebec, wo Herr Carl Vacquerie einige Geschäfte hinsichtlich des Nachlasses seines kürzlich verstorbenen Waters mit einem Notar in Ordnung zu bringen hat. Dieser will ihn bewegen, nicht auf dem Fluß heimzukehren, keineswegs, weil ihm die mindeste Gefahr vorhanden zu sein scheint, sondern weil sich abermals kein Lüftchen rührt und die Fahrt zu lange dauern würde. Er bietet ihnen seinen Wagen an, um nach Vacquerie zurückzukehren; doch die Reisenden lehnen ihn ab, es ist noch nicht spät, sie kommen immer noch früh genug; und dann, auf dem Wasser ist's so angenehm, das Ufer zeigt sich überall so reizend! — Man tritt die Heimkehr an, Onkel Vacquerie hält das Steueruder, das Kind verfolgt die Strömung des Flusses mit unbefangenen Auge, die beiden Gatten sitzen Hand in Hand neben einander und hauchen die Atmosphäre von Glück ein, die sie von allen Seiten umgibt. In der That, Leopoldine Hugo ist noch immer dieses graziöse Mädchen, das wir in ihrer so traulich vereinten Familie aufwachsen sahen; das Leben hat nur Reize für sie, Alles ist lachend um sie her, sie zählt neunzehn Jahre und hat sich so eben mit einem Manne vermählt, der sie anbetet. Sie war es, die das Glück in eine decimirt Familie zurückbrachte, die heut' gleichzeitig für sieben Abgeschiedene den Trauerflor trägt.

Carl Vacquerie selbst ist 27 Jahr alt und seit drei Jahren lebte er ausschließlich der Hoffnung eines Glücks, dessen er endlich theilhaftig geworden. Seine Freunde sehen ihn drei Jahre lang Seltenheiten aller Art, merkwürdige Noebel und kostbare Bagatellen zusammenhäufen und dies Alles „für sie, wenn sie meine Frau sein wird.“ Jung und Alt liebt das Paar, Alles freut sich ihres gemeinschaftlichen Glücks; sie wissen es zu schätzen und wünschen Nichts, durchaus Nichts, als gegenwärtig einen Hauch von Wind, um ihr Schiffchen in Gang zu bringen.

O, Ihr seid glücklich! Ihr seid jung und schön und reich! In der That, ein beneidenswertes Loos ist Euch zu Theil geworden! —

O, die Unglücklichen!

Das Unheil ist ein Gläubiger, dem der Mensch den Zehnten seines Lebens schuldet; was er nicht zahlt, trägt Wucherinteressen und häuft sich gefahrdrohend auf! Ihr seid am Ziele Eurer Wünsche angelangt; Ihr habt die Erfüllung aller süßen Träume und Gedanken gesehen; — ach, dies Ziel ist nun hinter Euch, dies Glück ist vorübergerauscht und der Tod lauert im Versteck; alle Schritte, die Ihr vorwärts thatet, um die Befriedigung Eurer Wünsche zu finden, waren diesem dunkeln Geschick zugewandt, das Euch hier erwartete.

Plötzlich erhebt sich zwischen zwei Hügeln ein Wirbelwind, der, ohne das irgend etwas ihn voraussehen ließ, das Segel anschwellt und den Kahn im Neu umschlagen läßt. Bauern am nahen Ufer sahen, wie Carl Vacquerie auf der Oberfläche des Wassers erschien und dann wieder untertauchte; sie hörten ihn rufen, sie sahen ihn noch einmal sinken und vernahmen seinen wiederholten Schrei und dies . . . sechsmal nacheinander. Sie glaubten, daß er sich bei lustige! Er aber tauchte unter, um seine Frau von dem Canot loszumachen, an dessen Boden sie sich angeklammert hielt und zwar so fest, wie Etrurische jeden ihnen vorkommenden Gegenstand zu halten pflegen; ihre armen kleinen Hände waren stärker als Eisenklammern geworden und Carl's Bemühungen, all seine verzweifelten Anstrengungen blieben erfolglos. Da tauchte er zum letztenmale unter, um mit ihr vereint zu bleiben. Carl Vacquerie war ein guter Schwimmer; Niemanden hätte es befremdet, ihn den Zwischenraum, der ihn vom Ufer trennte, zwanzig, ja dreißigmal nacheinander durchschwimmen zu sehen . . . doch er wollte nicht gerettet sein.

Ich aber will, daß dieser arme Vater, der noch Nichts weiß, während ich meine Seiten auf's Papier werfe, und der seine Tochter für lebend und für beglückt hält, ich will, daß Hugo erfahre, wie jener Mann, dem er sein Kind gegeben, es vorzog, zu sterben, als ohne sie zurückzukehren; ich will, daß er es erfahre, wie seine Pflicht es erheischt, Beide zugleich in seine Liebe und in seinen Schmerz einzuschließen. Carl Vacquerie hat Alles gethan, was ein Kühner, ergebener, liebender Mann thun soll, um seine Frau zu retten; und dann, als er endlich die Ueberzeugung gewonnen, daß er sie nicht lebendig zurückbringen könne, wollte er durch den Tod mit ihr vereint bleiben.

Während dies geschah, — was that die arme Mutter? Sie wartete in dem Garten, immer denkend: kein Wind! Dann aber griff sie nach einem Fernrohr und verfolgte den Lauf des Flusses bis gegen Caudebec hin; ihre Augen trübten sich, sie rief einen Piloten herbei und sprach zu ihm: „Sieh schnell, ich sehe nicht klar, mir scheint der Kahn umgestürzt zu sein.“ Der Pilot ergreift das Fernglas, blickt aufmerksam und sagt: „Nein, Madame, es ist nicht ihr Boot;“ da er jedoch wirklich richtig gesehen und das Unheil deutlich wahrgenommen hatte, so eilt er mit seinen Kameraden dem Unglücksorte zu; — aber es war zu spät, und man bringt der Mutter vier Leichen zurück und legt sie auf dieselbe Treppe nieder, welche sie drei Stunden zuvor hinabgestiegen waren: ihr Sohn, ihre Schwiegertochter, ihr Bruder und ihr Neffe . . . und zwar glücklich und lachend hinabgestiegen.

Wer vermöchte zu sagen, wo diese arme, allein im Hause gelassene Frau

Kraft und Muth gefunden, um nicht ebenfalls zu sterben! . . . sie wollte nicht an ihren Tod glauben; . . . doch alle Rettungsversuche blieben ohne Erfolg. Ein expresser Bote wurde nach Havre an einen Freund der Familie Bacquerie abgesandt, um die Kunde von dem schauerhaften Ereignisse Madame Victor Hugo zu hinterbringen, die sich zu Graville befand. Es war Nacht, elf Uhr, Alles schlief bereits. Herr \*\*\* begann damit, Madame Lesebvre, Carl Bacquerie's Schwester, diese Todesbotschaft anzukündigen! Madame Lesebvre ist eine junge Frau, die vor weniger als zwei Jahren noch einen Gatten, drei Kinder, einen Vater, eine Großmutter, zwei Brüder hatte, eine gute und achtbare Familie, allgemein geliebt und geachtet; in weniger als zwei Jahren hatte der Tod ihr schon den Vater, die Großmutter, den Mann und zwei Kinder geraubt. Jetzt hatte man ihr zu sagen, daß sie außerdem noch einen Bruder und eine Schwester, beide heißgeliebt, verloren und außerdem noch zwei andere Verwandte. Und dennoch blieb ihr Kraft genug, ihr gemeinsames Unglück Madame Hugo mitzuthellen. Sie war noch im Kreise ihrer übrigen Kinder und ein Freund benutzte ihre, an Wahnsinn grenzende Verzweiflung, um sie in den Wagen steigen zu lassen und sie nebst dem Rest ihrer Kinder nach Paris zurückzuführen.

Am nächsten Morgen erfüllte die Trauerbotschaft ganz Havre mit Bestürzung; auf allen Gesichtern las man den Ausdruck des Mitgeföhls, des Schmerzes, so daß jeder Fremde unwillkürlich fragt: was hat sich denn in Havre zugegetragen?

— — Endlich weiß man, wer der Schildträger und Steigbügelhalter des Herrn „Ritter“ und „Obriſt-Lieutenants“ Benazet ist, der ihn in den Tournaſen so ausposaunt und anwebelt. Es ist Herr von Chezy, mittelmäßiger Novellist und Hausbesitzer in Baden. Herr Benazet und sein Spielerfolge machen den Zins der Häuser in Baden floriren und es ist natürlich, daß Herr von Chezy dafür dankt und mit dem Schweiße webelt. Aber was geht das die deutschen Journale an? Die Kölnische Zeitung brachte vor Kurzem unter dem Titel „Spielgeschichten“ eine Reihe interessanter Notizen von dem in Baden lebenden Schriftsteller Honek. Diese Spielgeschichten scheinen Herrn Benazet nicht angenehm gewesen zu sein und sein Satellit erhielt den Auftrag (oder übernahm ihn im edlen Eifer selbst), gegen Honek zu Felde zu ziehen. Herr von Chezy entledigte sich dieses Auftrags in einer Correspondenz für die allgemeine Zeitung, die folgenbergestalt beginnt: Man redet hier (in Baden) von der Ausweisung eines jüdischen Literators aus Hanover (M. G.) der in neuester Zeit mit Angriffen gegen hochgestellte Beamte und sonstige ehrliche Leute mit Verdächtigungen und Lügen sich sehr unnütz gemacht hat. Der Ausdruck „sehr unnütz“ ist unbezahlbar. Wenn ein Schriftsteller in edler Entrüstung über die Opfer des Spiels, die er täglich vor Augen hat, sich in einer geachteten Deutschen Zeitung mit offenem Biss und Unterzeichnung seines Namens äußert, so findet der badische Hausbesitzer freilich, daß es ihm nicht zum Nutzen sein kann. Ihm ist es freilich lieber, wenn ein Kaster, das von allen Sittenlehrern und den meisten Staaten nicht geduldet wird, fortfährt, jährlich seine Opfer zu schlachten, wenn es nur ihm einige hundert Gulden Zins mehr einträgt. Ein solcher Schriftsteller, der nur das ausspricht, was die Besten und die Mehrzahl seiner Nation mit ihm gleich denkt und fühlt, der wird dann als „jüdischer“ Literat bezeichnet. Wahrlich, Herr von Chezy, Sie hätten die Mühe sich ersparen können, der Welt zu zeigen, wer hier der Edelmann und wer der Jude ist. — Herr Honek, der als wohlhabender, unabhängiger Mann seit mehreren Jahren in Stuttgart und in Karlsruhe der Wissenschaft und der Literatur lebt, hat übrigens allenthalben den unbescholtensten Ruf eines Ehrenmannes sich erworben und wird ihn gewiß in Baden auch nicht verspielen.